

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 4-5

Artikel: Fresken aus dem Elsass : Land und Leute
Autor: Redslob, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nationalen Heimstätte voll anerkannte, stellte für die gegen sie gerichteten Einflüsse innerhalb der Verwaltungsbehörde einen schweren Schlag dar. Während der beiden letzten Jahre ist deshalb das Werk des Königlichen Ausschusses, sind die gerechten Vorschläge des verstorbenen Lord Peel und seiner Mitarbeiter, durchlöchert und zunichte gemacht worden.

Die neue Palästina-politik Großbritanniens ruht auf einer unsicheren Grundlage, wenn sie an dem ältesten Volk der Welt eine neue Ungerechtigkeit begeht. Diese Politik, wie sie im Weißbuch festgelegt wurde, ist zum Untergang verurteilt. Die Juden Palästinas werden eher sterben als zulassen, daß diese Politik durchgeführt wird. Sie werden weiterhin verlangen, daß soviele Juden nach Palästina einwandern dürfen, wie sie das Land erhalten kann. Der Völkerbund seinerseits kann diese neue Palästina-politik nicht dulden. Die Demokratien der Welt müssen sich gegen eine solche Politik wenden, die unter dem Einfluß blutigen Terrors festgelegt worden ist. Man kann die Entwicklung Palästinas nicht künstlich aufhalten oder gar zurückschrauben. Die Rückkehr der Juden nach Palästina ist durch die Geschichte von Jahrhunderten, und durch die Bedürfnisse des Landes selbst, zur Notwendigkeit geworden. Das Weißbuch ist tot. Das jüdische Volk, das Jahrhunderte der Verfolgung überwand, wird die jüdische Nationale Heimstätte errichten und Palästina zum Nutzen aller seiner Bevölkerungsteile einer echten Blüte entgegenführen.

Fresken aus dem Elsaß.

Land und Leute.

Von Robert Redslob.

Das Landschaftsbild.

Der Zauber, der über dem Elsaß liegt, ist in der Vielsältigkeit und in der weiten Linienführung des Gemäldes beschlossen. In der Ebene breitet sich ein von Kraft und Fülle strotzendes Ackerland, von Wiesen und Wäldern, von Obsthalden und Rebhügeln belebt. Diese Gefilde sind von einem der gewaltigsten Ströme Europas umsäumt, dessen gletscherfarbene, von den Alpenriesen herabstrebende Flut mächtige, reißende Wogen wirft. Dort hebt sich ein Gebirge, dessen stolzragende, winddurchrauschte Tannen hinauftreiben bis zu hohen, himmelumrahmten Almen. Ein unermesslicher Horizont dehnt sich von dem duftig blauen Hügelland der jugendlichen Mosel nach den lothringischen Seen, und von den sanften Wellenlinien des Schwarzwaldes nach den weißen Zinnen der Alpen. Die Hand des Menschen hat diese Landschaft mit reizvollen und oft großartigen Werken der Baukunst übersät, in denen sich die Seele und die Schicksale des boden-

ständigen Volkes widerspiegeln. Dörfer, wo sich die Höfe, im fernhaften und anmutvollen Stil der Albvorderen, um den von Baumkronen beschatteten Kirchturm scharen. Städte mit ihren Palästen aus der großen französischen Königszeit. Da sind die mittelalterlichen, mauerumkränzten Orte am Fuße der Vogesen. Da sind die halbverfallenen Burgen, die mit einer fortlaufenden Reihe von Türmen und Zinnen die Waldberge krönen. Fürwahr, Natur und Geschichte haben hier zusammengewirkt, um eines der schönsten und beredtesten Landschaftsbilder zu schaffen, die auf Gottes Erde zu finden sind.

Wenn es mir geglückt ist, durch dieses kurze, auf wenigen Motiven aufgebaute Vorspiel die Symphonie vorausahnen zu lassen, in der das Elsaß erklingt, so wird mir vielleicht der Wanderer willig folgen und sich mir anvertrauen, damit ich ihm die zarte Lieblichkeit und die ernste Größe meiner Heimat weise.

Berge, Burgen und Heiligtümer.

Wir beginnen unsere Fahrt in den nördlichen, an die Pfalz grenzenden Gebieten. Es ist der Bereich der kleinen, der zierlichen, der Miniatur-Vogesen. Da entdecken wir idyllische, traumhafte Täler. Durch blumige Wiesen wallt ein heiteres, kristallklares Bächlein murmelnd dahin; singend tanzt es über Felsgestein, um sich leiser tönend und andachtsvoll in den Bogengängen der Wälder zu verlieren oder sich rauschend, lebensvoll, in tätiger Kraft, über das Mühlrad zu ergießen, das sich im stillen Kreise seiner Gedanken nach altgewohnten Rhythmen bewegt, als wäre das Dasein auf dieser Erde immer das gleiche gewesen und ob es gleich bleiben sollte in alle Zeit.

Den Schritt hemmend, um die Stille dieser paradiesischen Gefilde nicht zu stören, auf den Wanderstab gelehnt, betrachten wir das Bild, das wie eine zarte Dichtung vorüber weht. Es scheint, daß die Menschenseele in diesem schlichten und volltönenden Accord der Natur ihren Ausklang und ihre Ruhe finden sollte. Hier sei das Land des ewigen Friedens, möchte man glauben, wenn nicht über den finsternen Tannen, auf einer Felsenkrönung von rotem Sandstein, die feuerglühenden Quadern einer Bergfeste zum Himmel ragten. Sie streben empor, gespenstisch, in waghalsigen, abenteuerlichen Formen, wie Hellebarden oder gezückte Schwerter. Sie suchen die Wolken, wie phantastisches Dolomitgestein. Sie wachen dort oben, die trohigen Burgen, wie gewappnete Ritter mit Helm und Harnisch, und es ist, als ob man einen Hornstoß vernähme, einen Kampfruf, in dem ein Brechen von Lanzen und ein Klirren von Schilden widertönt.

Einsam stehen sie da, diese Schlösser, in der Weite von Berg und Wald verloren, sie, die einst wie Könige das Land beherrschten. In tiefes Schweigen versunken, gedenken sie vergangener Tage, die umrannt waren von Schlachtenruhm, von Heldengröße, von Liebesfreuden und Liebesleid. Die zwei Windsteine, der Fleckenstein, der Falkenstein blicken auf uns her-

ab, als ob sie, für einen Augenblick in ihrer beschaulichen Ruhe gestört, uns anrufen und uns mahnen wollten, die weihevollte Stille ihrer vom Epheu der Geschichte umsponnenen Mauern nicht zu stören. Und dort oben, vom sagenhaften Wasigenstein klingt, wie von einer Aeolsharfe in den Wald hinausgetragen, das alt ehrwürdige Heldenlied von Walthar und Hildegund.

Doch aus dem finstern Reich der Nibelungen steigen Nebel empor und verhüllen das Bild. Wenden wir den Schritt. Der Pfad führt uns nach Mittag und in eine andere Welt.

Wir ziehen durch weite, tiefe Wälder. Der Wanderer findet hier meilenteils keine menschliche Behausung. Es ist, als ob ein tiefes Geheimnis ihn gefangen nähme und seine Schatten um ihn würfe. Er hat das Empfinden, daß er einer geweihten Stätte naht.

Nach langen Stunden weitet sich der Forst. Vom Waldesaum gewahrt der Wallfahrer den heiligen Berg, der in majestätischer Einsamkeit, träumerisch und wie vergeistigt die nahen Täler, die fernen Gebirgszüge, die Rheinebene und das lothringische Hochland überschaut. Er steht da, sein Haupt über alle Gipfel erhebend, so wie Agamemnon die griechischen Helden überragte in Trojas Gefild.

Dieser Berg ist der keltische Dun, eine altehrwürdige Kultstätte der Gallier. Eine heidnische Grafsburg. Wie die Hellenen nach ihren amphithonischen Tempeln, so zogen die umwohnenden Völker in langen Scharen nach dieser Zinne, um dort oben ihre in Blitz und Donner wohnenden Götter zu verehren. Dort löste die Priesterin Belleba mit ihrer goldenen Sichel den geweihten Mistelstrauch von der hundertjährigen Eiche, dort feierten die Druiden ihre Mysterien am heiligen Quell, dort sangen die Barden ihre Heldenlieder auf den Saiten der Harfe. Dort wohnte Bel, der Sonnengott; dort wohnte Teutates, der Dämon des Krieges. Später siedelten die Römer ihre Götter auf dem hohen Felsen an, den geflügelten Merkur und den zackige Flammenstrahlen schleudernden Jupiter, dessen Roß von einem Ungeheuer in Schlangen- und Menschengestalt durch die Wolken getragen wurde.

Heutzutage haben Ausgrabungen auf dem Gipfel gallo-römische Tempel, Altäre, Motivinschriften, Bildwerke wie den herrlichen Gott Bogesuz, Waffen und einen Ziehbrunnen ans Tageslicht gebracht.

Wir schreiten den Pfad hinan durch den heiligen Bezirk, wo uns hehre Tannen wie Herolde begleiten. Die Sonne wirft einen sanften, zitternden Seidenschimmer durch die Zweige. Der Gipfel des Donon ist eine wahre Felsenburg, die aus den Wipfeln des Waldes ragt. Der Blick breitet sich in ungeahnte Weiten. Er schweift über Gallien, Helvetien und Germanien. Dort ist die Paßhöhe zwischen dem großen und dem kleinen Donon, einer der ältesten Uebergänge des westlichen Europa. Dort liefen Weltstraßen, deren Spuren noch sichtbar sind, in einem Knoten zusammen. So der „Weg nach Deutschen Landen“. Gallische Heerscharen, römische Ge-

spanne, Legionen, Züge geharnischter Ritter, Kreuzfahrer haben diese hohe Schwelle überstiegen. Man glaubt dort in der Stille und Einsamkeit das Geklirr der Waffen, den Schritt der Gewappneten, das Knarren der müden Wagen und die Hufe der Pferde zu hören.

In diesem tragischen Bezirk haben sich nicht nur Straßen, sondern auch Schwerter gekreuzt. Hier am Rhein stießen zwei Welten aufeinander. Das römische Reich, das im Ersterben war, hatte das Volk der Gallier mit einem letzten Lichtstrahl seiner Zivilisation berührt und hatte in ihm einen Erben der Latinität erweckt. Doch auf dem andern Flußufer ballten sich neue, elementare Kräfte wie Gewitterwolken zusammen, bereit, einen Sturmangriff gegen das romanisierte Nachbarland zu unternehmen. Wotan sagte den Göttern des Mittelmeers die Fehde an.

Nicht weit von dem heiligen Berg schlummert ein See, von Tannenzweigen überschattet. In Sternennächten erwachen seine Wellen und murmeln ein altes Lied. Es geht die Sage, daß in grauer Vorzeit, da wo jetzt der düstere Wasserspiegel gähnt, eine herrliche Blumenwiese prangte. Die nahen Dorfbewohner kamen oft zusammen, um auf diesem Ager zu tanzen. So stiegen sie auch an einem schwülen Sommerabend herauf, obwohl sie wußten, daß der kommende Tag ein großes Kirchenfest war und daß darum die Lustbarkeiten die Mitternacht nicht überschreiten sollten. Aber, als die zwölfte Stunde nahte, mischte sich eine fremde Gestalt in den Reigen. Es war ein Geiger im erotischen Gewand. Er spielte bezaubernde Weisen, die man nie geahnt und nie gehört, Weisen von brennender Leidenschaft, welche das junge Volk bannten und mit sich rissen. Immer wilder wurde der Tanz. Die Stunde war vergessen. Da plötzlich, als unten im Tal der letzte Schlag der Mitternachtstunde auf der Dorfkirche erklungen war, erbehte der Berg von einem fürchterlichen Donner Schlag. Der Geiger, der jetzt auf hohem Felsen in seiner wirklichen Gestalt erschien, war der Teufel selbst. Er brach in ein markerschütterndes Gelächter aus. Doch schon hatte sich die Erde aufgetan und die Gottlosen verschlungen. Seither bedeckt ein totes Gewässer die Stelle des Gerichts.

Das ist die Sage vom Teufelsgeiger am Donon.

Vergleichen Sagen gibt es viel tausende im Elsaßland. Sie haben sich seit alters mit Burgen und Kirchen, mit Bäumen und Quellen und mit allen phantastisch anmutenden oder poetisch verbrämten Dertlichkeiten verwoben.

Aber lang genug sind wir im Bann von Heidentum und Teufelswerk geblieben. Lösen wir uns vom dämonischen Zauber dieser Felsen und Wälder und treten wir eine heiligere Wallfahrt an. Fern über den Tälern, auf steiler Bergeskuppe, hoch über der Rheinebene, wie ein Wahrzeichen des Elsaß, winkt das Kloster der Heiligen Odilia.

Um in weihvoller Stimmung die Hoheit dieser Stätte zu empfinden, sollte man an einem nebligen Herbstmorgen den Pilgerpfad hinan schreiten. Die Dörfer am Fuß des Berges sind noch von einem Wolken Schleier

umhängen. Der Hochwald, den man bald erreicht, ist in graue Dämmerung gehüllt. Da bringt durch das düstere Zwielicht ein zarter, bläulicher Schimmer. Erwachende Sonnenstrahlen gleiten wie mit zitterndem Flügelschlag durch die Tannen. Und plötzlich hebt man sich aus dem Reich der Nacht in ein Meer von Glanz. Der strahlende Himmel tut sich auf, und über den Wipfeln erschaut man auf hoher Felsenzinne, wie mit dem Aether verwoben, die Mauern und Türme der Klosterburg.

Tief unten brandet das Nebelmeer. Es bringt in die Täler und gräbt, wie zwischen Klippen und Vorgebirgen, seine Buchten ein. Es bedeckt, wie mit einem Leichentuch, Dörfer und Städte, und die lebendige Menschenerde. Zuweilen öffnet sich im Nebel ein gähnender Schlund wie ein Kreis in Dantes Hölle. Nur einige Burgen, wie auf Inseln erbaut, ragen aus den träge wallenden Wogen, die ein flatternder Schaum umkräuselt. In der Ferne hebt sich der Schwarzwald wie eine finstere Mauer aus dem graulichten Schleier.

Da, in der tiefen, andächtigen Stille, erheben die Klosterglocken ihren hehren Gesang. Die heilige Botschaft steigt aus paradiesischen Höhen durch das Wolkenmeer zu den nächtigen Stätten der Menschen. Nur Glocken und Himmelsblau. Die Tannen selbst harren in Schweigen. Kein Windesrauschen durchweht ihre Zweige. Sie halten den Atem an, um dem Gotteslied zu lauschen.

Man wandert da oben, hoch über der bewohnten Erde und ihren Schmerzen und Leiden. Man geht einen Himmelspfad.

Aus den Tannen blickt der Laubwald mit seiner herbstlichen Farbenpracht. Da leuchtet es auf in buntfarbigem Glanz. Wie soll man die Töne dieser Symphonie wiedergeben? Über den Wald ist ein aus Gold, Kupfer und Silber gewobener Mantel hingebreitet. Man denke an die herrlichsten Teppiche des Morgenlandes, man denke an die Adria im Morgenglühen. Man könnte wähnen die Alhambra zu erschauen, oder das buntscheckige Bild der Trachten auf dem Markt von Sarajevo. Man sucht nach Vergleichen, doch sie bleiben eitel. Worte sind ohnmächtig, das Unbeschreibliche zu schildern.

Im fernen Balkan besteht die Sitte, daß die Frauen sich je nach ihrem Lebensalter in verschiedene Farben kleiden. Doch die allerschönsten tragen sie, wenn sie die letzte Spanne des Pilgerwegs beschreiten und dem Himmel entgegen gehen. So schmücken sich auch die Bäume, wenn sie fühlen, daß sich die erstarrende Hand des winterlichen Todes auf ihre Schulter legt.

Auch dieser Berg ist von der Sage umrankt.

Auf den Felsenhöhen, die heute das Kloster krönt, stand in grauen Zeiten eine stolze Feste, die Hohenburg. Es herrschte da Herzog Altich. Seine Gattin, Bereswinde, hatte ihm ein Töchterlein „Obilia“ geboren. Allein das Kind war von Blindheit umnachtet. Der Vater war grausam genug, es zu verstoßen, weil es ihm seines ritterhaften Geblüts un-

würdig dünkte. Das Mägblein wurde in ein Kloster gebracht. Dort geschah ein erstes Zeichen vom Himmel. Als die heilige Taufe an ihm vollzogen wurde, schlug es die Augen auf und ward sehend. Atlich, von dem Wunder betroffen, nahm das Kind wieder in Gnaden auf. Es erwuchs auf seinem Schloß zu einer herrlichen Jungfrau. Die Freier kamen von nah und fern. Aber Odilia hatte sich entschlossen, des Himmels reine Braut zu werden, und als der Herzog ergrimmt in sie drängte, flüchtete sie aus der Burg. Der Vater und eine Reiterschar sprengten ihr nach. Als sie, schon hart bedrängt, von einer Felswand aufgehalten wurde und keinen Weg der Rettung mehr sah, kniete sie nieder und rief den Himmel an. Da tat sich die Felswand auf und barg sie den Verfolgern.

Der Herzog ging in sich. Es reute ihn seiner Tat. Um sie zu sühnen, übermachte er die Hohenburg seinem Kinde, damit in diesen ehemals von Schlachtruf und Schwerterklang tönenden Mauern ein Kloster in stillem Gottesfrieden erstünde. Odilia herrschte hier als Äbtissin. Weit verbreitete sich der Ruf der frommen und mildtätigen Frau.

Eines Tages stieg ein müder Greis zum Kloster hinan. Er führte sein blindes Kind an der Hand. Er wollte dort oben an heiliger Stätte Hilfe suchen. Es war ein schwüler Sommertag, der Weg war steil, der Unglückliche war dem Verschlachten nahe.

Da erschien Odilia. Sie schlug mit ihrem Stab an den Felsen. Ein Quell sprudelte hervor. Der Greis erquickte sich an dem klaren Born. Doch Odilia nekte mit dem Wasser die Augen des Kindes und öffnete sie dem Licht des Tages. Der Quell blieb wundertätig und aus allen Landen zogen Scharen von Pilgern nach dem heiligen Berg.

Doch das Kloster spendete nicht nur Schätze göttlicher Gnade. Es ward auch zu einer Stätte hoher Bildung und reger Geistigkeit. Dort oben schrieb die Äbtissin Herrad von Landsberg den berühmten Hortus Deliciarum, der in Wort und Bild Lebensweise, Gesittung, Denken und Glauben der Hohenstaufenzeit widerspiegelte. Ein wahres Denkmal mittelalterlicher Kultur.

Indes der Odilienberg, mit dem sich die Namen Karls des Großen, Ludwigs des Frommen, Leo IX und Friedrich Barbarossas verknüpfen, ist noch durch ein anderes Denkmal berühmt. Es ist die Heidenmauer, eines der gewaltigsten Monumente prähistorischer Zeit auf europäischem Boden.

Sie umzieht mit ihren Wachttürmen den ganzen Berg. Riesige Steinblöcke von sieben Fuß Breite sind in der cyclopischen Bauweise von Argos und Tirynth übereinander gesetzt. Sie waren durch Eichenflöße in Form doppelter Schwalbenschwänze mit einander verbunden. Die Spuren der Ausmeißelung für diese Holzriegel, die Sprenggrinnen, und auch die Steinbrüche liegen zu Tage.

Die Gelehrten haben sich viel über den Ursprung dieser riesenhaften Umzäunung gestritten. Der bestgegründeten Meinung nach handelt es sich

um eine gallische Zufluchtsstätte aus vorrömischer Zeit, in der Art der oppida von Vibracte und Mesia, die uns Cäsar beschreibt. In Zeiten der Gefahr, wenn Feuerzeichen auf den Bergen meldeten, daß Kriegsvölker den Rhein überschritten, flüchteten die Bewohner der Ebene mit ihrem beweglichen Hab und Gut in diese Feste.

Von dieser Hochburg hat man bei hellem Wetter einen herrlichen Blick auf das Elsaßland. Wie im Vogelflug sieht man tief unten, über den prangenden Garten gestreut, unzählbare Dörfer, Kirchen, Klöster und Städte. In der Ferne zieht sich der Rhein wie ein silbernes Band. Und in feenhafter Weite steigen die Schweizeralpen wie Kristallschlösser in die Lüfte.

Wenn wir nun von diesen Höhen hinuntersteigen und der Berglehne entlang wandern, so führt uns der Weg, im rebenbewachsenen Hügelland, durch feste Städte mit Toren, Mauern und Türmen. Haben sie durch ihre Befestigung ein mittelalterliches Gepräge, so sind ihre Rathäuser und schloßartigen Patrizierhöfe, mit den stattlichen Freitreppen und hochgegiebelten Dächern, meist im Renaissancestil gehalten. Steinerne, kunstvoll gearbeitete Ziehbrunnen erhöhen den Reiz des altertümlichen Bildes.

Viele dieser Städte waren dereinst frei und reichsunmittelbar. Machtvoll, als Verbündete gesucht, trieben sie ihre eigene hohe Politik.

Der große Belchen.

Doch wieder zieht es uns nach den Bergen. Es locken uns die höchsten Gipfel der Vogesen, es lockt uns der Große Belchen, der sie alle überragt und dasteht wie ein erhabener Söller, von dessen Zinne man viele Länder ausgebreitet sieht und den Schweizer-Alpen ins Angestcht schaut.

So biegen wir ein in das liebliche Münstertal mit seinen tannenum säumten Matten, aus denen ab und zu ein Kirchlein den schüchternen Blick zum Himmel hebt.

Von Münster, der ehemaligen freien Reichsstadt, einer Benedictinergründung, führt eine berühmte Straße, mit malerischen Ausblicken durch Hochwald hinansteigend und zuletzt an steilem Hang ein zerklüftetes Felsental überquerend, nach dem bekannten Schluchtpaß, der vor dem Krieg die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bezeichnete. Auf der Westseite dehnen sich weite Seen, von Wald umrahmt, Longemer und Gerardmer. Tief unten, in einem Abgrund, schlummern die düsteren Wasser von Retournemer.

Und nun beginnt die Rammwanderung von der Schlucht zum großen Belchen, über Hohneck, Rotenbacherkopf, am Hilsenfirß vorbei, und wie die Berge alle heißen. Ein Höhenweg klimmt über die Gipfel, doch auch eine herrliche Straße führt dort oben an der Mauerkrönung entlang.

Immer weiter dehnt sich der Gesichtskreis. Der Blick schweift über unendliche Wälder, die schweigend, in tiefer Einsamkeit dahinziehen bis

zum fernen, in blaue Nebel aufgelösten Horizont. Unten, in wilden Klüften, gewahrt man verlorene Bergseen, die, wenn sie den letzten Strahl der untergehenden Sonne auffangen, smaragdgrün oder blutrot leuchten. Tiefe Täler tun sich auf, wo zuweilen von der Halde ein weißes Dörflein winkt und einen heimeligen Ton, einen Lebensatem in die überweltliche, fast erschreckliche Einöde wirft. Die Wälder wagen sich nicht bis auf diese Höhen. Dort oben sind nur noch Matten, weite Alpentriften, wo die Herden weiden und mit dem Gesang ihrer Glocken den Himmelsraum erfüllen. Ein Hirte, in malerischer Tracht, an einen Felsen gelehnt, läßt sein Alphorn ertönen. Eine alte, innige Volksweise durchzittert die Luft. Es ist, als möchte sie in kindlichem Unterfangen die Ahnung wiedergeben, die den Menschen da oben zwischen Himmel und Erde vor dem Schauspiel der Unendlichkeit erfüllt.

Da kehrt mir eine ferne Erinnerung aus meinen Kinderjahren zurück. Es war auf den hohen, himmelverbrämten Almen von Melchsee-Fruth, in Unterwalden. Dort beteten bei Sonnenuntergang die Hirten durchs Alphorn den Abendsegens über die Herden. Dies Gebet, in Gottesnähe, habe ich nie vergessen. Es ist mir im Gedächtnis geblieben als eine der rührendsten und erhabensten Formen, in denen der Mensch seinem Schöpfer Demut und Ehrung erweisen kann.

Und weiter wandern wir. Immer höher hinan. Es ist, als ob wir uns hinein bohrten in letzte Himmelstiefen. Und da stehen wir auf dem letzten Gipfel. Doch geblendet weichen wir zurück. Denn vor uns tut sich ein Wunder auf, und wir erschauen eine der strahlendsten Herrlichkeiten, die das Menschenauge mit ihrem Zauber berühren.

Sie sind da, die Allmächtigen. Sie schreiten vorüber in stolzem, feierlichen Zug.

Säntis und Scesaplana gehen voran, als Herolde, als Bannerträger. Es folgen die sieben Rurfirsten; sie wandeln in Wolken über dem Wallensee. Glärnisch und Tödi, in ihrer einsamen Majestät, sind wie Könige anzuschauen. Kronen glühen auf ihren Häuption. Hermelinmäntel sind um ihre Schultern gebreitet.

Und dann folgt ein ganzes Heer von Rittern und Krieglenten in schimmernder Wehr. Helm, Panzer und Schild geben durch ihre Formen die adeligen Namen kund. Da sind die zwei schreckbaren Burgherrn mit ihren starrenden Augen; da ist der trozige Kede, dessen Haupt durch ein Schwert gespalten. Und das ganze gewaffnete Volk scheint aus einer fernen riesenhaften Feste zu ziehen, aus einer Stadt, einer marmortweißen, mit vielen zerklüfteten Türmen, überragt von einer himmelsteigenden Kuppel, der Zinne Europas.

Die Sonne schwindet. Die golstrahlenden Harnische verblassen und scheinen nur noch in fahlem Silberlicht. Der schattenbeschwerte Arm der Nacht berührt die Häuption der Helden. Doch ihr letzter Blick scheint uns

zu mahnen, daß wir in früher Morgenstunde ihrer harren sollen, ihnen unsere Huldigung zu entbieten.

Ein Sonnenaufgang vom großen Belchen. Wie sollte man sich unterfangen, dieses magische Schauspiel mit Worten zu beschreiben!

Eine Morgendämmerung über drei Ländern.

Wir stehen auf dem hohen Wachturm des Elsaß. Wir harren des Augenblicks, da Rlingsor seine Zauberformel sprechen, wir harren des Augenblicks, da Wotan mit seinem flammenden Speer den Weltenbrand entzünden wird.

Aus dem Silberfchleier, der die Rheinebene umhüllt, steigt langsam ein Lichtstreifen empor, so wie aus einem verborgenen Orchester ein Klingen von Harfen schwebt. Einige Gipfel der Vogesen erglühen in Flammen und gemahnen an die Zeit, da unsere Ahnen Feuerzeichen auf den Bergen entzündeten, um das Nahen des Feindes zu künden. Ein Morgenstrahl fährt mit zarter Hand über die weiten Dächer der Sennhütten, die auf den Alpwiesen hingestreut sind. Ein Hahnenschrei erschallt wie ein Trompetenstoß. Der Schwarzwald, der sich wie ein dunkler Vorhang breitet, birgt noch den Gott, der sich anschickt, auf seinem Triumphwagen herauszusteigen. Hinter dem Kamm blißen goldene Nadeln. Eine weihevollle Stille liegt über den weiten, ahnungsvollen Landen.

Noch zittern einige Sternenlichter, wie wenn ein leiser Wind über brennende Herzen gleitet. Noch steht die Mondsichel am Himmel. Die Königin der Nacht steht ehrfurchtsvoll am Rande der leuchtenden Heerstraße, auf welcher ihr Herr und Gebieter, der Sonnengott, den feurigen Wagen herauf führt. Eine Woge von Purpur und Gold breitet sich über den Horizont und vermählt sich mit dem zarten Himmelsblau. Es ist als ob die Mäntel der drei Heiligen Könige das ätherfarbige Kleid der heiligen Jungfrau berührten. Rosige Nebelstreifen umrahmen das Bild, das einen Dürer, einen Murillo bezaubert hätte.

Die Wolke, die den Rhein umflort, hebt an in grellen Farben zu leuchten. Ein Feuer umsäumt sie. Da plötzlich beginnt der ganze Horizont zu lodern, wie wenn ein Schmied, mit seinem Balg, einen gewaltigen Brand auf seinem Herd entzündete. Flammen streben empor, umkreisen die Welt und scheinen sie mit einer Götterdämmerung zu umbranden.

Andachtsvoll harrt die Erde der Menschen. Sie ist wie ein Tempel, an dessen Schwelle die Gottheit steht.

Da plötzlich erscheint die Flammenscheibe hinter den finstern Bergen. Sie schwebt empor wie eine strahlenprangende Monstranz in der Hand des Priesters hinter dem Hochaltar eines dämmerigen Doms.

Eine Glocke läutet tief unten. Andere Glocken erheben ihre Stimme. Und ein Chor von Singen und Jauchzen bringt von hundert Kirchtürmen empor in das glorreiche Meer des Lichts.

Bald erblickt man in deutlicheren Umrissen die Stätte der Lebenden. Dörfer, Städte, Kathedralen tauchen aus der Nacht empor, wie aus einem

Traum erwachend. Der Rhein gräbt seine strahlende Furche durch das Tiefland. Doch das Auge verweilt nicht lange bei diesem Schauspiel, denn in der Himmelsferne hebt sich ein anderer Zauber von überweltlicher Pracht.

Bevor noch das blendende Orchester der aufgehenden Sonne all seine Farbentöne in den Himmel gesät, steigen geisterhafte Burgen und Dome in den Wolken auf.

Da wölben sich die romanischen Arcaden der Wetterhörner, die gotischen Spitzbogen der Schreckhörner, dann die drei Tempel im klassischen Stil der Antike, Eiger, Mönch und Jungfrau. Dort wölbt sich die gigantische Kuppel des Breithorns. Wie die Helmspitze einer Kathedrale, ragt das Finsteraarhorn in das Aetherblau. Und ist es nicht das ferne Matterhorn, das über die Schultern dieser Riesen blickt? Es steht da, aufrecht im Himmel, es hebt sich wie ein Zeiger auf dem Zifferblatt der Ewigkeit.

Ein märchenhaft Gesicht.

Dies Schauspiel hat eine fast schreckhafte Schönheit, weil es das menschliche Maß überschreitet. Es ist wie jenseits von Leben und Tod.

Man sollte einige Tage auf dem großen Belchen verweilen, weil das Tongemälde dort oben sich immer wieder in ungeahnten Modulationen und Variationen erneut.

Geheimnisvolle Farbkreise im Wolkengewebe mahnen an das Nordlicht. Die Akropolis der Schweiz, von der Abendsonne überflutet, leuchtet zu Zeiten wie der Rosengarten des Zwergkönigs Laurin. Oft auch ist ihr Relief durch Licht und Schatten so klar ausgehoben, daß man die feine Ziselierarbeit eines Goldschmieds zu sehen glaubt.

Auf dem Belchen dort oben, auf dem sonnenumstrahlten oder nebelumwobenen Fels, der wie der Bug eines Schiffes hinaussschwebt in die Unendlichkeit, hält ein Krieger Wacht. Ein Alpenjäger, ein „blauer Teufel“, in Erz gegossen. Er steht da, an einen Steinblock gelehnt, das Gewehr in der Hand, den Helm auf der Stirn, von einem windrauschenden Mantel umhüllt. Er mahnt den Wanderer an die Tragödie der Menschheit, die sich auch auf diesen Bergen abgespielt. Er hebt sich als ein Wahrzeichen der Tapferkeit und des Opfermutes all der braven Bergbewohner, die vom Jura, den Alpen, den Cevennen und Pyrenäen nach den Vogesen kämmen eilten, um ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Und dem Elsaß, auf das er hinunterblickt, kündigt er, daß es in Frankreich, trotz Sturm und Wetter, ewige sonnige Werte gibt, die das Vaterland befeelen und seinem Namen Unsterblichkeit verleihen.

Der wahre, feenhafteste Reiz dieser Berge entfaltet sich in der Winterzeit. Wenn man von den Gipfeln durch die schneebedadenen und eingepanzerten Wälder hinunter steigt, so wird man phantastischer Formen gewahr. Die kleinen Tannen sind wie zierliche Krinolinen; die großen bilden wie ein Spiel übereinander hängender Glocken in einem Kirchenstuhl. Da

stehen geharnischte Ritter mit erhobenem Schild, mit Lanze, und langem Helmbusch, der die Erde segt. Weiter dort eine Reihe weißseidener Pagen, die ihr vom Winde bewegtes Barett abnehmen, an dem, von diamantenblinkernder Spange gehalten, eine Straußenfeder weht. Dann wieder Damen im blendenden, von Spitzen überfluteten Hofkleid. Und dann geht es fort durch weiße Marmorpfeiler, durch lauschige Klostergänge, durch erhabene Säulenreihen griechischer Tempel und märchenatmentende Arcaden arabischer Moscheen.

Auch der Belchen hat seinen See, und an seinen geisterhaften Spiegel heftet sich eine Sage.

Früher war da in der Dichtung eine anmutige Wiese. Ein Röhler lebte hier mit den Seinen in einer ärmlichen Hütte. Ein reichbegüterter Ritter der Nachbarschaft wollte dieses Stück Land erstehen, um seinen Besitz zu erweitern. Aber der Bergbewohner, der mit Leidenschaft an dieser waldeinsamen, vom Ahn vererbten Scholle hing, konnte sich nicht entschließen, seine Einsiedelei zu verlassen. Doch der Ritter, des Wartens müde, bestach die Richter und eignete sich den Boden an. Schon nahte er in seinem goldenen, von sieben Rossen gezogenen Wagen, gefolgt von seinen Vasallen und vielem Volk. Der Röhler, mit den Seinen von seinem Häuslein verstoßen, schaute von weitem, tränenden Auges, dem Schauspiel zu. Da griff der göttliche Richter ein. In dem Augenblick, wo der Herr die Wiese in Besitz nehmen wollte, ertönte ein Donner Schlag, die Sonne verblaßte, der Boden zitterte. Das erschreckte Bergvolk glaubte, eine neue Sündflut bräche herein, und floh in die Wälder. Als der Wolkenbruch ver-rauscht war, nahte es sich wieder der Stätte. Ritter, Rosse und Wagen waren verschwunden. Ein See hatte sie verschlungen.

Doch schon sind wir im Tal. Die Ruinen der romanischen Kathedrale von Murbach winken von ferne. Da stand dereinst eine fürstliche Benedictinerabtei, aus der Frankenzeit, machtvoll durch ihren Besitz, der weite Lande und sogar die Stadt Luzern umfaßte, machtvoll durch die Werke des Geistes, die von ihr ausstrahlten und sie zu einem Glanzpunkt mittelalterlicher Bildung erhoben.

So sind wir wieder in die Welt menschlicher Gesittung hinabgestiegen. Die Bergschalmei ist verrauscht, wir nahen uns wieder den Werken und dem Leben der Menschen.

Das Tiefland, harmonische Klänge aus der Schweiz.

Da könnte nun die Fahrt weiter gehen über lachende Hügel und Auen, durch Städte mit ihren gotischen Kathedralen und mittelalterlichen Gassen, mit ihren Renaissancepalästen und ihren Kunststätten, durch Schlösser, die in ihren Mauern Schätze der Vergangenheit treu versiegelt bewahren, durch glorreiche Klöster, ehrwürdige Kirchen und Kapellen. Das Elsaß ist ein offenes Buch der Geschichte. Wer dies Land durchwandert, blättert die Seiten um, auf denen die Schicksale der europäischen Völker

aufgezeichnet sind. Und wie viel Herrlichkeiten ständen noch da, hätten nicht die Schwedenkriege und die Revolution so viele, unermessliche Reichtümer zerstört.

Manche Erinnerungen verketten uns da mit den Schweizer Nachbarn. Wer kennt nicht, in elsässischen Landen, die ruhmvolle Begebenheit des glückhaften Schiffs von Zürich? Sie ist von einem elsässischen Maler zu Bilde gebracht und in einem Denkmal den kommenden Geschlechtern überliefert. Die Zürcher wollten eines Tages den Straßburger Bundesgenossen beweisen, wie schnell sie ihnen im Fall der Kriegsgefahr zu Hülfe eilen könnten. Sie schifften sich ein, fuhren die Aare und den Rhein hinab und landeten in der befreundeten Stadt, wo sie unter großem Jubel der Bevölkerung feierlich, mit allen Ehren vom Magistrat empfangen wurden. Siehe da, der Hirsebrei war noch warm, den sie am Gestade der Limmat an Bord genommen. Und wer gedenkt nicht des Edelmutz, den die Schweizer dem belagerten Straßburg bewiesen, als sie Greise, Frauen und Kinder aus der beschossenen und in Flammen aufgehenden Stadt nach ihrer gastlichen Heimat brachten, die immer eine Zufluchtsstätte der unschuldig Verfolgten gewesen ist. Ein Monument in Basel, von einem elsässischen Künstler gemeißelt, erinnert an diese ehrende, von edler Menschenliebe eingegebene Tat.

Das Dorf.

Doch möchte ich dem Wanderer, der mit mir das Elsaß durchstreift, noch ein anderes Bild vor Augen führen. Ich möchte ihn hinabgeleiten bis zu den Wurzeln unseres Volkslebens. Ich möchte ihn bekannt machen mit dem Bauern, der unsere Scholle pflügt. Er, sein Hof, sein Dorf, sein Trachten und Treiben, seine Sitten und sein Glaube enthüllen die tiefsten Charakterzüge unseres heimischen Bodens.

So lassen wir die heroische Symphonie der Berge verklingen und ziehen dahin durch die Fluren, wo der Wind sein altes Lied über die rauschenden Aehrenfelder trägt.

Man sollte diese Fluren im Frühling durchwandern, wenn Allen von Blütenbäumen dahin streben wie Bogengänge von weißem Marmor.

Nördlich von Straßburg, in der Gegend, da Kaiser Julian im Jahre 357 die Alemannen besiegte und zum letzten Mal den Ansturm der germanischen Völker von den Grenzen des römischen Reiches zurück schlug, breitet sich das Rochersberger-Land.

Schöne, Reichtum atmende Dörfer. Zuweilen stehen sie auf einer Anhöhe und werfen einen weiten Blick über die Rheinebene; oder sie sind in einer Talmulde eingebettet, aus der die Spitze des Kirchturms über den Hügel lugt; oder auch sie sind wie mit dem weitausholenden Arm eines Sämanns über die Halbe gestreut.

Diese Dörfer sind die festen Burgen unserer Ueberlieferung. Hier schlägt das Herz unseres Volkes.

Man findet da bescheidene Kirchlein, welche die Schlichtheit des ersten Christentums widerspiegeln. Ein viereckiger Turm, schwer wie ein Bergfried, von zierlichen, romanischen Bogen durchbrochen, die auf wuchtigen Kapitälchen ruhen; darüber ein steiles, ziegelgedecktes Dach. Eine Linde umfängt den Kirchturm mit ihren Armen; oder ein Tannenbaum, hoch aufgerichtet wie ein Soldat, steht Wache neben ihm. Eine Steintreppe mit unregelmäßigen Stufen, die von den Schritten der Generationen ausgehöhlt sind, klettert nach dem hohen Tor. Hochzeitszüge sind da hinauf gewandelt. Täuflinge hat man auf diesem Weg zur Kirche gebracht. Auch manch ein Sarg ist da hinauf gestiegen, auf den Schultern von Anverwandten und Freunden, gefolgt von dem trauernden Dorf. Manche Tränen haben diese Fliesen geneßt. In den Steinen dieser Treppe sind mit unsichtbaren Lettern die Schicksale der Geschlechter eingegraben.

Die Arbeit ist hart im Ackerland. Der Bauer kennt nur die Stunden der Sonne und beginnt beim ersten Morgenstrahl das Werk seiner Hände. Aber welch ein Stolz auch, wenn er, als Krönung dieses Werkes, den stolzen Hof erbauen kann, der da steht wie eine eroberte Feste. Hochgegiebelt, die weißen Mauern von braunen Balken durchquert, hie und da geschnitzte Holzgalerien. Ziegelgedeckte Dächlein beschirmen die weißen Fenster eines jeden Stockwerks. Auf dem hohen zweiflügeligen Tor, an das sich eine kleine Tür für die Fußgänger, das „Läuferle“ lehnt, sind die Namen der Eheleute eingegraben, die das Haus errichtet. Darunter ein Bibelvers oder ein Weisheitspruch, der den beiden als Richtschnur gebietet und auch anderen, die vorübergehen, den Weg des Glückes weisen soll.

„Da steht dein Haus, stolz wie ein Edelsitz.“

Es gibt mehrere Typen von Bauernhöfen, die jeweils durch den allgemeinen Plan, die wechselseitige Anordnung von Wohnhaus, Stallung und Scheune gekennzeichnet sind. Diese Typen gehen auf die Gewohnheiten der ältesten Völkerstämme zurück, welche das Land besiedelt haben.

Der Bauer wohnt an der Dorfstraße. Zwar die Breitseite des Hauses blickt auf den Hof, dies um die Ueberwachung des kleinen Reiches zu erleichtern. Doch mehrere Fenster beobachten die Straße. Es zeigt dies, daß der Bauer, wenn auch zuallererst auf die tägliche Arbeit bedacht, sich doch nicht von der Mitwelt abschließen will. Ein Symptom für die Einstellung seiner Psychologie. Es gibt andere Länder, wo sich das Bauernhaus abseits der Straße, hinter einer Anhöhe oder hinter Bäumen verbirgt. Das deutet auf eine andere Charakteranlage des Bewohners. Abschließen wird sich der elsässische Bauer nie.

Treten wir in den Hof. Ein steinerner, überdachter Ziehbrunnen gibt ihm ein altertümliches Gepräge. Die Tür des Wohnhauses, zu der eine Steintreppe hinan steigt, ist durch eine von Holzsäulen getragene Galerie eingefasst, um die sich Rosen oder Reben spinnen.

Fürwahr, ein anmutiges Bild. Und sein Reiz erhöht sich noch, wenn eine Bäuerin mit dem herkömmlichen Kopfschmuck, dem schwarzen, seidenen

„Schlupf“ durch die Scheiben blickt, und mit den weiten, schwebenden Bändern den Fensterrahmen erfüllt.

Wie behäbig ist die Wohnstube drinnen. Zwei geschnitzte Altöfen, die Standuhr mitten inne. Der Edschrank im bauerlichen Barockstil birgt Schätze von Linnen, im Hause zu Großmutter's Zeiten gesponnen und gewebt. Eine Bank umgibt den riesigen Kachelofen. Bänke laufen der Mauer entlang. Vor den kleinen Scheiben schüttelt ein Baum seine Blütenpracht oder sein herbstliches Blättergold.

Der Alte, im Sorgenstuhl vergraben, erzählt den Feldzug seines Großvaters, der mit Napoleon nach Rußland zog. Er weist mit dem Stod auf das Bild des Kaisers, der auf weißem Roß, von seinen Marschällen umgeben, vor den Tuileries Heerschau hält. Und dertweilen holt der Sohn ein Krügelchen im Keller. Man stößt an. „Es soll gelten.“

Wenn man das Dorf verläßt, so erblickt man noch die einfacheren Wohnhäuser, die man nicht mehr verläßt. Eine weiße Mauer, und hinter ihr ein Kapellenturm. Die Toten ruhen hier in der Erde, der sie die Arbeit ihrer Hände geweiht und in der sie die Auferweckung erwarten, deren Hoffnung sie jeden Frühling ersahen, wenn die Lebensfülle der Saaten den winterlichen Harnisch des Bodens durchbrach.

Doch wollen wir dem Bauern nicht nur zu seiner täglichen Arbeit folgen, die sich mit der Regelmäßigkeit einer auf die Jahreszeiten eingestellten Uhr wiederholt. Um die wahren Züge seines Charakters zu erkennen, um uns ein Bild zu machen von seinem hohen Stolz, von seinem Glauben an die Heiligkeit und Majestät seines Berufes, müssen wir ihn bei großen Festlichkeiten betrachten, wo das tief Innerste seiner Persönlichkeit sich ausleben kann.

So schlage ich vor, daß wir uns zu einem Hochzeitsfest begeben in einem der schönsten und sittentreuesten Dörfer des Elsaß, in Oberseebach. Dies Dorf liegt bei Weißenburg, an der Nordgrenze des Landes.

Wir sind hier in einem der malerischsten Winkel zwischen Vogesen und Rhein. Hier künden Höfe und Trachten das alte glorreiche Elsaß, das man in Buch und Bild festgehalten hat, das aber hier in aller Lebensfülle den Beschauer gefangen nimmt. Hundspach, Oberseebach, Schleithal, das ist die den Verehrer der Tradition heilig anmutende Dreieinigkeit. Dazu gesellen sich im Hanauer Lande Mietesheim und Engweiler, Urweiler und Zugendorf. Ich könnte viele andere nennen und an der Perlenschnur altväterlicher Ueberlieferung aneinander reihen.

Es ist beachtenswert, daß dort unten der Dorfname mit „heim“ nicht mehr herrschend ist, der doch sonst eine bekannte Eigentümlichkeit unseres Landes bildet und in so poetischen Bildungen wie Kirchheim, Neugartheim und Willgottheim wiederkehrt. Die Dörfer mit „heim“ sind in einer dichten Schar zusammen geballt und stellen geographisch, wie manche Gelehrte annehmen, den Einbruch und die Ansiedelung einer vom Rhein her erobernd einziehenden Völkerschaft dar, welche die altansässigen Be-

wohner in die mit „Weiler“, dem römischen „villare“, benannten Orte am Fuß der Berge zurück geworfen hat.

Eine Merkwürdigkeit hiezulande ist, daß nahezu jedes Dorf seine Religion hat. Ein Ort ist katholischen, lutherischen, reformierten Glaubens. Das geht auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555 und auf den Westfälischen Frieden zurück. Es wurde damals den Ständen das Recht zuerkannt, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen. *Zus religionis. Cuius regio, eius religio.* Und so hat ein Ort noch in unseren Tagen sein Bekenntnis, je nach der Herrschaft, welcher er vormals zugehörte. Da nun das Elsaß in jener Zeit sehr zersplittert war und sich politisch wie ein buntes Mosaik ausnahm, so stehen Dörfer von verschiedener Religion hart beieinander. Ja, in manchen Städtchen scheidet noch heute ein Bach, der früher Grenze war, die Katholiken und die Protestanten. So in Markkirch, das zwischen dem Hause Lothringen und den Rappolsteinern geteilt war.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer Hochzeit zurück.

Eine Hochzeit in Oberseebach.

Eine Hochzeit in Oberseebach und in vielen anderen Dörfern, die an den ehrwürdigen Gebräuchen fest halten, ist ein sehr großes Ereignis, ich möchte fast sagen: eine dramatische Handlung.

Als solche hat sie ihr Vorspiel.

Haben sich die beiden jungen Leute zusammen gefunden und sind die Eltern eins geworden, daß die Vermählung stattfinden soll, weil sie der beiden Bauerndynastien würdig ist und vielleicht auch weil sie einen handgreiflichen Vorteil aufzuweisen hat, indem durch die Verbindung „Stücke zusammengelegt“ werden, so findet eine große feierliche Beratung statt.

Die Hausväter, wenn sie reich sind oder doch für reich gelten, erwägen miteinander, ob sie Ehre genug einlegen, wenn sie zwei Ochsen, zwei Rälber, zwei Schweine und fünfhundert Liter Wein opfern. Die Hausmütter berechnen, ob tausend Eier, zwei Zentner Butter, zehn Sack Mehl und fünfzig Pfund Zucker ausreichen können.

Sind einmal diese schwierigen Probleme gelöst, dann werden die Namen der Brautleute von der Kanzel verkündet und auf dem Rathaus in einem Glaskasten angeschlagen. Dieser Kasten wird von den Freundinnen der „Hochzeiterin“ mit Blumen geschmückt. Diese gleichen Blumen zieren später, mit Rosmarin vermengt, die Hüte der Jünglinge im Brautzug. Der Rosmarin wird in den Gärten im Hinblick auf künftige Hochzeiten gepflanzt, und ihn Brautleuten anzubieten wird als Ehre empfunden.

Der große Tag ist nahe. Die weiblichen Anverwandten versammeln sich im Hause der Braut, um beim Kuchenbacken zu helfen. Dickfuchen, Kopffuchen und Rosenküchlein werden auf langen Brettern aneinander gereiht. In schnurgerader Linie stehen sie da, ausgerichtet wie Soldaten. Daß dabei viel gescherzt, gelacht und über die letzten Dorfneuigkeiten be-

richtet wird, versteht sich von selbst. In der Oberstube werden die Würste und Schinken aufgehängt. Wenn man in die Kammer tritt, um diese Sehenswürdigkeit zu bewundern, so glaubt man in einer Stalaktitengrotte zu sein.

Dann werden in höchst feierlicher Form die Einladungen ausgetragen. Sie werden von den Brautknaben überbracht, die zu Roß oder auf Leiterwagen von Haus zu Haus ziehen, die Hüte mit Blumen und Bändern geschmückt, die geschnitzte Peitsche in der Hand. Sie bieten Anverwandte und Freunde in sehr höflichen, fast präziösen Formeln zur Festlichkeit auf.

Am Tage vor der Hochzeit machen die Brautleute ihren Besuch beim Pfarrer, beim Schullehrer, bei Paten und Patinnen, und bringen all diesen wichtigen Persönlichkeiten ein ungeheures Stück Kopfkuchen.

Das Gespräch mit dem Pfarrer ist zuweilen etwas düster gestimmt. Der Geistliche stellt Gewissensfragen und kargt nicht mit strengen Ermahnungen.

Am Vorabend findet die bürgerliche Trauung statt. Ernst und schweigsam, ohne sich bei der Hand zu halten oder gar beim Arm zu nehmen, verlassen die Brautleute das Rathaus. Die Zeugen gehen voran. Zu Hause erst beginnen die Lustbarkeiten. Böllerschüsse ertönen. Sie sind nicht nur als Freudenschüsse zu deuten. Sie gemahnen an uralte Zeiten, wo der Brautraub in Uebung war, das fliehende Paar verfolgt wurde und sich zwischen den zwei Sippen ein regelrechter Kampf entspann.

Am Hochzeitsmorgen legen die Brautleute ihre festliche Tracht an. Oft sind es Erbstücke, in denen schon die Vrahnen zum Altar geschritten sind. Es bedarf wohl zweier Stunden, um die Braut zu kleiden, zu schmücken, ich möchte fast sagen: aufzubauen. Mehrere alte, erfahrene Frauen, vielleicht mit einer Bähre an die eigene Jugend zurück denkend, flechten die Zöpfe der Auserwählten. Es ist das eine künstlerische Arbeit. Dann gilt es, das Halstuch sorgsam zu falten, umzuhängen und zu befestigen, die Schürze hübsch zu binden, und in allen regelrechten Formen der Ueberlieferung das schwarzseidene Band auf der Stirne zu knoten. Auf den Scheitel wird eine kleine Krone gesetzt. Sie muß mit den Zöpfen in harmonischer Architektur zusammen stimmen. Die Mutter wirft einen letzten Blick auf ihr Kind, und alter Sitte gemäß vergießt sie eine Träne.

Dann werden noch die Brautknaben und Brautjungfern, die in langen Reihen gravitatisch um den Tisch sitzen, mit Wein und Kugelhopf gestärkt.

Schon lange gewährt das Dorf, in Erwartung der Feierlichkeit, ein malerisches Bild. Junge Mädchen beleben die Straßen. Der ländlichen Sitte gemäß schlendern sie in langen Reihen dahin, die kleinen Finger ineinander gekettet. Sie tragen Festkleid und Festschmuck. Das geglättete, zu einer einzigen Welle im Nacken gefaltete Haar ist durch eine schwarze Haube zusammen gehalten, die vorn eine zierliche Schleife trägt. Hinten

wallen von der Haube zwei lange, hellfarbige Bänder auf die Schultern herab. Halstuch und Schürze schillern in bunter Pracht.

Die Jünglinge lieben die kurze, bis an den Gürtel reichende Weste und die hohe Pelzmütze nach Art der Kosaken.

Doch da kommen auch bedächtig die Männer gegangen. Sie tragen den breittrempigen Hut, dessen Rand auf der einen Seite durch eine Seidenschnur emporgehoben ist. Der hohe weiße Kragen umklammert mit seinen jähen Spitzen das Kinn. „Vatermörder“ nennt man ihn. Ein schwarzseidenes Band ist als Cravatte mehrfach um den Kragen geschlungen und wird vorne von einem Silberring zusammen gehalten. Der lange, ehrwürdige Rock, schwarz oder blau, fällt bis tief unter die Knie. Wenn der Wind ihn bläht und die Schöße aufwirbelt, könnte man meinen, ein riesiger Vogel hüpfte über den Weg.

Ich bemerke, daß in manchen Dörfern die Bauern einen Rock tragen, der an die schwedische Soldatentracht des dreißigjährigen Krieges erinnert. Es sind die „Schwedenbauern“.

Doch nun haben sich alle Gäste eingefunden. Schon läutet die Kirchenglocke. Es formt sich der Hochzeitszug.

Der Bräutigam eröffnet ihn, von zwei ehrwürdigen Männern umrahmt. Der „Hochzeiter“ trägt einen langen, feierlichen Kirchenrock, „Mugen“ genannt. Sein Hut ist mit einem riesigen Blumenstrauß geschmückt. Es folgen ältere Männer in ihrem schönsten Festgewand.

Dann der zweite Teil des Zuges. An der Spitze schreitet die „Hochzeiterin“, blaß, feuchten Auges, auf den Arm des Brautführers gelehnt. Dann kommen die „Schmollbuben und Schmollmädchen“, das sind die Brautknaben und Brautjungfern. Knatternde Schüsse mischen sich in das Geläute der Glocken.

Die Ehrenjungfrauen tragen Blumenkronen. Daher der Name: „Sträußelhochzeit“. Von dieser Sitte wird nur abgestanden im Fall einer Familientrauer.

Wir treten in die Kirche. Sie ist reformierten Glaubens. Der Bräutigam setzt sich auf die Männerseite, inmitten der Brautknaben, die Hochzeiterin auf die Frauenseite, zwischen ihre Gefährtinnen.

Nach der Segnung des Paares legt die Braut einen Rosmarinzweig auf den Altar. Ist es eine Erinnerung an einen alten heidnischen Brauch? Dann zieht sich jeder der Brautleute nochmals auf seine Bank zurück. Erst wenn beide aus der Kirchentüre treten, gehen sie miteinander. Der Bräutigam, mit einer großen Bibel belastet, die der Pfarrer dem jungen Paar geschenkt, nimmt jetzt zum erstenmal den Arm seiner Braut.

Der Festzug bildet sich von neuem. Die Fiedler spielen den Hochzeitsmarsch. Bänder und Sträuße flattern im Wind.

So geht es zum Hause der Hochzeiterin zurück.

Es folgt das Hochzeitsmahl. Man weiß, was eine solche Gasterei bei

den Bauern bedeutet. Die Feder muß sich versagen, von diesem märchenhaften Ereignis nur ein schwaches Bild zu geben.

Die Freude ist zuerst gemessen. Man singt Kirchenlieder: „Jesu, geh' voran“, „So nimm' denn meine Hände“, „Harre meine Seele“. Dann geht man über zu schönen alten Volksliedern: „Es ist geschehen, der Bund geschlossen“, „Ich bin so gern daheim; ein braves Weib, ein herzig Kind, das ist mein Himmel auf der Erde“, „Macht man in's Leben kaum den ersten Schritt“.

Die herkömmlichen Späße reihen sich an. Man raubt den Schuh der Braut und versteigert ihn unter allgemeinem Freudengeschrei. Die Köchin kommt herein, mit dem Arm in der Schärpe, als habe sie sich verbrüht; ein Brautknaue sammelt für sie in einem großen Löffel.

Die Braut darf ihren Platz nicht verlassen. Wenn sie, nehmen wir an, in den Hof hinabsteigen sollte, um sich den herbeigeeilten Photographen zu stellen, so würde ein Brautknaue ihren Platz einnehmen und nur gegen ein Lösegeld von der Stelle weichen.

Jeder Gast hat das Recht, vom Hochzeitschmaus heimzunehmen, was ihm beliebt. Das sind die „Hochzeitsbrocken“. B'haltis, sagt man zu Basel.

Die Schulkinder kommen, ihr Teil zu holen und werden mit Kuchen beschenkt. Man vergißt auch die Armen nicht.

Am Abend wird in der Wirtschaft getanzt. Aber die Brautleute nehmen am Reigen nicht teil. Die Stunde ist für sie zu ernst. Jeder von ihnen kehrt still, mit beschaulichen Gedanken in sein Elternhaus zurück.

Am zweiten Tag geht das ganze Dorf zum Tanze. Der Saal ist allen offen. „Komm' mit, 's ist jeder Biedermann geladen“, heißt es im Wilhelm Tell. Dieser Spruch gilt in Oberseebach wie in Rüßnacht.

Die jungen Mädchen haben ihre schwarze Kopfschleife gegen eine rote, freudigere getauscht. Die Brautleute mischen sich jetzt auch in den Tanz. Die junge Frau trägt von heute an ihre Schleife nicht mehr auf der Stirn, sondern im Nacken. Sie bezeichnet dadurch ihren neuen Stand.

So geht es zu bei einer Hochzeit in Oberseebach. Wer eine solche gesehen und miterlebt, der wird zeitlebens dieses Bild urwüchsiger Volksart und dieses Schauspiel blendend schöner Trachten im Auge behalten. Er kann sagen, daß er das Elsaß kennt. Er hat das wahre, das bodenständige, er hat das ewige Elsaß erschaut.

Noch zum Schluß noch ein anderes Bild, das uns vielleicht noch tiefer in das Heiligtum der Volksseele hinabführt.

Eine Meile weit vom protestantischen Oberseebach liegt das katholische Schleithal. Dort ist Frohnleichnamsfest.

Frohnleichnam in Schleithal.

Die Straßen sind mit grünen Zweigen übersät. Vor den Häusern stehen junge Birken, die für den großen Tag am Vorabend im Wald geschnitten wurden; sie bilden eine Ehrenwache.

Schon naht die Prozession. Von weitem hört man die Gebete, wie steigende und wieder sinkende Wogen. Nach kurzem Schweigen ertönt die Stimme des Vorbeters, und der ganze Chor fällt von neuem ein.

Da sind sie. Langsam und voller Majestät ziehen sie vorbei. Sie gehen einher, stolz wie Herolde. Sie sind die Bannerträger des altehrwürdigen Elsaßlandes, das, treu der angestammten Ueberlieferung, in gläubensfester Prozession durch die Jahrhunderte geschritten ist.

Wer könnte die Pracht dieses Zuges schildern?

Die Männer tragen den langen feierlichen Rock; blendend weiß ist der hohe Kragen. Sie halten den Dreimaster in der Hand und schwingen ihn im Rhythmus ihrer gravitatischen, langsamen Schritte. Herrische, doch edle Gestalten. Die dünnen, zusammengepreßten Lippen, die tiefen Falten, die sich in Kinn und Wangen graben, geben dem Antlitz einen Zug troziger Energie. Die kühne Adlernase ist wie mit der Art gehauen. Eine hohe, ernst gefurchte Stirn. Die Augen, unter den gesenkten Lidern, senden Blitze. Man sieht da, im Zug, antike Statuen vorüber ziehen. Römische Profile, Cäsarenmasken.

Hünen sind es. Welch eiserne Muskulatur. Welche Fülle verhaltener Kraft. Es ist die Kraft, die in hartem Ringen den Boden knechtet und ihm seine Schätze entreißt.

Da glaubt man jene zu Kriegern gewandelten Bauern wiederzusehen, die mit Sensen, Reulen, Lanzen und Morgensternen bewaffnet, gegen die festen Burgen der Herrn und Ritter stürmten, um sich vom Joch entwürdigender Untertänigkeit zu befreien.

Die vier Jüngsten des Gemeinderates tragen den Himmel. Hinter dem Priester schreiten der Bürgermeister und die Beigeordneten.

Dann kommen die Schulkinder, von der Lehrerin geführt. Sechzehn junge Mädchen, weiß gekleidet, Kränze von weißen Rosen im Haar, tragen die Statuen der Jungfrau.

Die Frauen haben die berühmte festliche Kopftracht ihres Dorfes angelegt, eine hohe Spitzenhaube, die von zwei Bändern unter dem Kinn festgehalten wird. Diese Haube, deren Form dem turmartigen Barett der orthodoxen Priester ähnelt, weist einige leichte Variationen auf, je nachdem sie von einem jungen Mädchen, einer Ehefrau oder einer Witwe getragen wird. Um den gestärkten, dicht gefalteten Kragen sind neun Halstücher auf den Schultern übereinander geschichtet. Um sie nach allen Regeln der Kunst aufzubauen, sind vier erfahrene Hände vonnöten. Das Haupttuch, von weißer Seide, wie die Kuppel einer Kathedrale den Unterbau krönend, ist der Stolz der Frau. Es ist reich gestickt und fällt in langen Fransen auf den Gürtel hinab. Die andern Tücher sind buntfarbig und heben sich von dem ernststen Tone ab, der Rock und Nieder eigen ist.

Herrliche Frauengestalten, schlank, von hoher Statur. Das Haupt stolz erhoben. Königliche Erscheinungen.

Und all die von Schleithal ziehen so vorbei, gesenkten Hauptes; sie murmeln ihre Litanei; sie schauen nicht zur Rechten, nicht zur Linken. Sie sind versenkt in die heilige Handlung, die sie im Angesicht Gottes und ihrer Heimat erfüllen.

Welch tiefer Ernst. Welche Gravität. Welche Tragik, möchte man sagen. Diese Menschen sind ganz auf sich selbst zurückgezogen. Ihre Seele ist erfüllt von der Anbetung und der Gottesnähe. Fürwahr ein glaubensstarkes Volk. Seine Seele ist verankert in einer felsenfesten Frömmigkeit, die, als ein heiliges Erbgut der Ahnen, unantastbar ist. Und das Kirchlein steht dort oben auf dem Hügel. Es trägt die Spuren mittelalterlicher Befestigung. Doch es ist auch geschirmt von lebendigen, von geistigen Mauern. Es ist geschirmt von den Herzen all der Gläubigen, die jetzt, von dem lindenbeschatteten Dorfplatz die Steige hinaufziehen in anhaltendem Gebet, andachtsvoll, bald niederknieend, bald den Weg wieder fortsetzend nach dem Heiligtum. Die Bilder, die Fahnen, die schwarzen Röcke der Männer flattern im Wind, die weißen Hauben und Tücher der Frauen glänzen im Schein der Sonne. Und sie wandeln alle zum Dorfkirchlein, ihrer geistlichen Burg. Sie ziehen durch das Tor, die Demütigen dieser Erde, deren Glaube kristallklar ist wie der Glaube der Kinder, und stark wie die Frühlingskraft, die im Boden schlummert.

Es ist die Prozession der Geschichte selber. Es ist die Prozession der Ahnen, die Prozession der Jahrhunderte. Das Elsaß, das unzerstörbare, das ehern gewaltige zieht da vorbei.

Ausklang.

So habe ich Grundtöne des Elsaß angeschlagen. Grundtöne nur. Das Spiel der Melodien ist so reich und manigfaltig, daß ich ihm nicht mit dem bescheidenen Instrument der Sprache folgen konnte. Nur ein in allen Klangfarben tönendes Orchester kann das große symphonische Kunstwerk wiedergeben, das Natur und Geschichte im Elsaß geschaffen haben. Dieses Orchester aber ist das in allen Registern erstrahlende Erlebnis der menschlichen Seele.

Das Elsaß will erlebt sein.

Schwer ist sein Schicksal gewesen. Die Heerstraßen der Welt haben sich auf diesem Boden gekreuzt. Reiche haben um dies Land gestritten. Das Blut so vieler Völker hat diese Erde getränkt. Die Kriegsfurie hat immer wieder Städte und Fluren verheert. Ein so herbes Los hätte manch andern Volkes Sinn gebrochen. Aber eine urwüchsige Kraft, herborgezaubert durch die, befeelende Schönheit des Landes, und eine felsenfeste, unzerstörbare Überlieferung haben in Denken und Glauben das Gleichgewicht immer wieder neu erstellt. Heimatboden und Volksgeist haben dies Ge-

webe gewirkt. Und dies war möglich, weil die menschliche Anlage in einer Harmonie bergenden und Harmonie ausstrahlenden Landschaft ihren Grundakkoord, ihren Cantus Firmus gefunden hat.

Von Schweizer Art und Kunst.

Von Max Rußberger.

Jedes Volk, wie jeder Mensch, macht sich ein Bild von seinem Wesen, das in seinem Handel und Wandel, in seiner Geschichte wie in den Erzeugnissen seines Geistes zu Tage tritt.

Die Eidgenossenschaft war ursprünglich ein Bund freier Bauern. Zwischen ungleich größeren Nachbarn hat sie bis heute ihre Unabhängigkeit bewahrt. Die Härte des Lebenskampfes, einer schönen, aber kargen Natur abgetroßt, gibt ihrem Volk den entscheidenden Charakterzug. Auf engem Raum, den einst keltische Siedler bebauten, über den römische Legionen marschierten, leben heute germanische Stämme verschiedenster Art: im Osten und Norden die schlichten Alemannen, im Westen die temperamentvollen Burgunder, beide mit uralten Bestandteilen romanischer Grenzbevölkerung gemischt. Das gibt dem Charakter der Schweizer eine seltene Mannigfaltigkeit und hat ihr öffentliches Leben vor Eintönigkeit bewahrt.

Ein Land, dessen Schönheit die reinsten Genüsse spendet, dessen unwegsame Furchtbarkeit aber auf Schritt und Tritt zur Vorsicht mahnt und dem Verkehr die größten Schwierigkeiten bereitet, erzieht sich einen eigenen Schlag Leute. Sprachlich drei großen Kulturkreisen zugehörig, ist doch das Schweizervolk eine einheitliche Nation, gestählt im Willen zur Demokratie, verbunden durch die gemeinsame Geschichte. Es wird geeint durch den gleichen Wohnsitz in hochalpiner Welt. An Beschränkung gewöhnt, fortwährend angesichts einer Natur, die unendlich gewaltiger ist als der Mensch, ist Bescheidenheit sein Teil. Wo die schöpferische Phantasie grenzenlos walten, das mächtige Gefühl frei strömen soll, tun es ihm andere leicht zuvor. Wo Treue im Kleinen, kluge Findigkeit und unermüdlicher Fleiß den Ausschlag geben, da ist es an seinem Platz und nicht leicht zu übertreffen.

Dieses Volk ist nun weit mehr als 600 Jahre unbeirrt seinen Weg gegangen, oft in hartem Zusammenprall mit den Nachbarn. Es hat Zeiten des Glücks und der Not erlebt. Immer aber hat es sich wieder aufzuschwingen vermocht. Kämpfe gegen eisengepanzerte Ritterheere haben es einst zusammengeschweißt. Das Städtetum des Mittelalters gab ihm Wohlstand und Kultur. Tief aufgewühlt hat es die Kirchenreform. Aber nicht bloß durch die Gedanken Zwinglis und Calvins wurde es damals der Welt wertvoll; auch auf den Schlachtfeldern erntete es Ruhm. Es ist die Zeit, wo die alte Eidgenossenschaft als europäische Großmacht hervortritt und